

Rezension: 1) Yuval Noah Harari: Eine kurze Geschichte der Menschheit; 2) Johannes Rohbeck: Zukunft der Geschichte: Geschichtsphilosophie und Zukunftsethik

Tremmel, Jörg

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Tremmel, J. (2014). Rezension: 1) Yuval Noah Harari: Eine kurze Geschichte der Menschheit; 2) Johannes Rohbeck: Zukunft der Geschichte: Geschichtsphilosophie und Zukunftsethik. *Journal für Generationengerechtigkeit*, 14(1), 33-35. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-394158>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Yuval Noah Harari: Eine kurze Geschichte der Menschheit und Johannes Rohbeck: Zukunft der Geschichte. Geschichtsphilosophie und Zukunftsethik

Rezensiert von Jörg Tremmel

Das Buch des 37jährigen Geschichtswissenschaftlers Yuval Harari von der Hebrew University of Jerusalem stand in seinem Heimatland rund zwei Jahre auf Platz 1 der Bestsellerliste und wurde inzwischen in zahlreiche Sprachen übersetzt. Was macht diesen Erfolg aus? Und ist er gerechtfertigt? Harari schreibt über ein Thema, das jeden von uns zumindest bis zu einem gewissen Grad interessieren dürfte. Wo kommt der Mensch her? Was sind die wesentlichen Meilensteine in der Entwicklung des homo sapiens? Und welche Zukunft lässt sich daraus für unsere Art prognostizieren? Hararis Werk unterscheidet sich von den epischen Wälzern eines Jared Diamond (etwa *Guns, Germs and Steel*) durch seine gelungene Verdichtung und seine lebendige Sprache, zwei Merkmale, die das immer noch recht umfangreiche Werk (525 Seiten) gut als Hörbuch konsumierbar machen (17 Stunden).

Als vor Hunderttausenden Jahren die ersten Menschen in Ostafrika jagten, stritten und sich liebten, da unterschied sie bei all diesen Tätigkeiten kaum etwas von den Schimpansen. Wie wurde es möglich, dass die Nachfahren der einen Gruppe eines Tages über den Mond spazieren, Atome spalten, das Klima erwärmen und Roboter bauen würden, während die anderen blieben, was sie sind? Während die Befürworter der Entwicklungsidee (und die grundsätzlichen Kritiker dieser Idee) meist nur wenige Jahrhunderte in den Blick nehmen, gleitet Harari in der Vogelperspektive über die Jahrzehntausende. Dabei eröffnet er – wie das Deutschlandradio schön schreibt – „spektakuläre Panoramen, plötzliche Sturzflüge in Details, unkonventionelle Interpretationen“. Was wir vage schon wussten, das illustriert er und macht es lebendig. So wie durch den letzten Satz des folgenden Zitates: „Noch im 19. Jahrhundert waren selbst die besten Ärzte nicht in der Lage, Infektionen zu behandeln und Wundbrand aufzuhalten. In



Feldlazaretten amputierten Ärzte aus Furcht vor Infektionen selbst nach kleineren Verletzungen Arme und Beine der Soldaten. Diese Amputationen und andere Operationen (z.B. das Ziehen eines Zahns) wurden natürlich ohne Betäubung ausgeführt. Erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts kamen regelmäßig Betäubungsmittel wie Äther, Chloroform und Morphin zum Einsatz. Vor der Entdeckung des Chloroforms mussten vier Soldaten ihren verwundeten Kameraden festhalten, während der Arzt ein verletztes Bein absägte. Am Morgen nach der Schlacht von Waterloo im Jahr 1815 lagen neben dem Feldlazarett Berge von abgesägten Gliedmaßen. Die Sanitätstruppe beschäftigte oft Schreiner und Metzger, weil diese am besten mit Messern und Sägen umgehen konnten.“ (327/328).

Die drei großen Revolutionen in der Menschheitsgeschichte – die kognitive, die landwirtschaftliche und die wissenschaftliche – werden bei Harari so lebendig, dass wir fast zwangsläufig anfangen, die Jetztzeit zu überdenken. War früher wirklich alles besser, wie der Volksmund weiß? Würden

wir uns wünschen, in einer anderen Epoche zu leben? Und wenn ja, in welcher?

Harari arbeitet allerdings nicht immer ohne Zuspitzung und Vereinfachung. Eine der zentralen Thesen Hararis zur Vor- und Frühgeschichte lautet, dass bis vor rund zehntausend Jahren gleichzeitig mehrere Menschenarten auf diesem Planeten lebten (16). Der heutige Mensch habe eine Zeitlang mit einer Reihe „Brüder“ parallel gelebt, die dann aber ausstarben oder von ihm ausgerottet wurden. Nun definieren Biologen den Begriff „Art“ u.a. dadurch, dass die Einzelexemplare fortpflanzungsfähige Nachkommen zeugen können, dass jedoch die Fortpflanzung über die Artgrenze hinweg nicht möglich ist. Für die These mehrerer, parallel lebender Menschenarten folgt daraus, dass der homo sapiens, der homo neanderthalensis, der homo denisova, der homo soloensis und der homo floresiensis keine Kinder und Enkel in die Welt setzen konnten, wenn bzw. falls sie sich paarten (was ja zumindest anatomisch möglich gewesen sein dürfte). Dies ist aber nicht wissenschaftlich erwiesen. Die Gegenthese einer einzigen Menschenart (mit Unterarten) wird von Harari also vorschnell abgebugelt. Nach der zuspitzenden Kapiteleinleitung folgt dann bei Harari aber regelmäßig die wissenschaftlich nötige Differenzierung. In diesem Fall liest sich das so: „Es stellte sich heraus, dass 4 Prozent aller Gene der modernen Menschen in Europa und dem Nahen Osten von Neandertalern stammen. (...) Offenbar waren es keine grundsätzlich verschiedenen Arten, wie zum Beispiel Pferde oder Esel. Aber es handelte sich auch nicht einfach um verschiedene Unterarten derselben Art, wie Doggen oder Cockerspaniel. (...) Zwei Arten, die aus einem gemeinsamen Vorfahren hervorgehen, wie Pferde und Esel, waren irgendwann einmal einfach Varianten (...). Im Laufe der Evolution wurden die Unterschiede immer größer, bis die beiden getrennte Wege gingen. Es muss einen Punkt

gegeben haben, an dem sich die Arten zwar schon deutlich unterschieden, aber hin und wieder noch zeugungsfähige Nachkommen hervorbringen konnten. Zwei oder drei Genmutationen später wurde die Verbindung dann für immer gekappt. An diesem Punkt müssen sich Sapiens, Neandertaler und Denisowen vor etwa 50.000 Jahren befunden haben.“ (28).

Ein anderes Prinzip von Hararis Buch ist, Aussagen zu machen, die im ersten Moment verwirrend wirken. Darunter: „Der Weizen domestizierte den Menschen“; „Zu den erfolgreichsten höheren Tiergattungen zählen Hühner und Schweine“; „Imperien waren gut für die Menschheit“. Die Auflösung dieser rätselhaften Thesen wirkt dann aber in fast jedem der genannten Beispiele denkfördernd.

Rein inhaltlich, unabhängig von den oben genannten stilistischen Mustern, ist es faszinierend zu lesen, welche Bedeutung die Sprache für die Menschen hatte, um eine Grenze zum Tierreich zu ziehen. Auch der Aufstieg Europas von einem unbedeutenden Landzipfel zur Weltmacht, die Vernetzung der Welt in den letzten Jahrtausenden durch Geldwährungen, Religionen und Imperien, die Erklärung des Rassismus, und die Entdeckung der Unwissenheit als Voraussetzung für wissenschaftliches Arbeiten – all dies sind schön geschriebene, lesenswerte Passagen und ein Füllhorn interessanter Überlegungen. Insbesondere die so genannten „Entwicklungskritiker“ dürften sich von vielen Beispielen Hararis provoziert fühlen, zumindest jene unter ihnen, deren Credo es ist, dass es so etwas wie Entwicklung gar nicht gäbe. Nun schreibt Harari zum Beispiel: „In den vergangenen 500 Jahren hat die Menschheit einen phänomenalen Zuwachs an Macht erlebt. Wäre ein spanischer Bauer um das Jahr 1000 eingeschlafen und knapp 500 Jahre später (...) geweckt worden, dann hätte sich die Welt in der Zwischenzeit kaum verändert. [E]inige Gepflogenheiten waren anders und das eine oder andere Werkzeug hatte sich verändert, aber im Grunde genommen hätte er sich heimisch gefühlt. Wenn dagegen einer der Matrosen von Christoph Kolumbus eingeschlafen wäre und heute vom Klingeln eines iPhones geweckt würde, dann würde er buchstäblich die Welt nicht mehr verstehen. (...) Wenn in den Tagen von Kolumbus ein modernes Kriegsschiff aufgedreht wäre, hätte es (...) sämtliche Flotten der Welt auf den Meeressgrund schicken können, ohne selbst auch nur einen Kratzer abzubekommen. Fünf

moderne Containerschiffe hätten die gesamte Fracht aller Handelsschiffe der Welt an Bord nehmen können. Auf einem modernen Computer finden sämtliche Bücher und Schriftrollen aller mittelalterlichen Bibliotheken spielend Platz (...). Und eine Bank der Gegenwart hat mehr Geld als alle vormodernen Weltreiche zusammengekommen.“ (301 f.). Der Pfad, der dahin führte, begann laut Harari mit der Entdeckung der Unwissenheit. Nicht irgendeine wissenschaftliche Einzelentdeckung, sondern die Entdeckung des institutionalisierten Zweifels als Grundprinzip wissenschaftlichen Denkens war die entscheidende Revolution. Harari: „Vormoderne Wissenstraditionen im Islam, Christentum, Buddhismus oder Konfuzianismus erklärten, dass alles, was es über die Welt zu wissen gab, bereits bekannt war. Die mächtigen Götter, der eine und allmächtige Gott oder die großen Weisen der Vergangenheit waren bereits im Besitz aller Weisheit und aller Antworten, und sie offenbarten uns diese in ihren Schriften und mündlichen Überlieferungen. Wissenserwerb bedeutete, diese alten Weisheiten gründlich zu studieren. Es war unvorstellbar, dass die Bibel, der Koran oder die Vedas ein entscheidendes Geheimnis des Universums übersehen haben könnten, und dass es an gewöhnlichen Sterblichen sein könnte, dieses Geheimnis zu lüften.“ (306 f.). Nur wo diese Denkart von der Überzeugung abgelöst wurde, dass die Menschheit nach wie vor sehr viele wichtige Fragen nicht beantworten kann, war der Grundstein gelegt, um gemeinsam mit weiteren Faktoren etwas zu bewirken, das man wohl nicht treffender bezeichnen kann als eben mit diesem Wort: Entwicklung.

Die Textbeispiele dürften gezeigt haben: Wohl selten hat jemand in einer so einfachen Sprache über so komplexe Zusammenhänge zu schreiben gewagt. Dem Geschichtsunkundigen wird das Buch eine neue Welt eröffnen, dem Geschichtskundigen wird sie den Blick auf die vergangenen Jahrtausende nochmals schärfen können. Wagemutig nimmt Harari auch nur ein kleines (aber feines) Literaturverzeichnis auf. Bei so viel Lob am Ende auch ein kleiner Kritikpunkt: Ein Personen- sowie ein Sachindex hätten einem solchen Werk zweifellos gut angestanden.

„Hätte die Geschichte nicht auch ganz anders verlaufen können?“ ist eine wiederholt auftretende rhetorische Frage von Hararis Buch. Nun betreiben Historiker in der Regel keine Spekulation über geschichtliche Kon-

tingenz. Das ist das Geschäft der Geschichtsphilosophen. Während sich Historiker in der Regel auf eine gegenstandsorientierte Thematisierung der Geschichte beschränken, geht es den Geschichtsphilosophen nicht um das *factum brutum*, sondern um die Deutung langer geschichtlicher Linien. Seit der Namensgebung dieser Disziplin (Voltaire 1753: „La philosophie de l’histoire“) und ihrer klassischen neuzeitlichen Entfaltung mit doppeltem Kulminationspunkt bei Hegel und Marx ist eine Krise und ein Verfall zu konstatieren, so dass Geschichtsphilosophie, zumindest in ihrer inhaltlich-substantiellen Variante, in der heutigen Philosophie nur noch ein niedriges Standing hat. Dazu haben sicherlich die Behauptung ewiggültiger ‚Geschichtsgesetze‘ und die vorschnelle Identifikation von ‚Aufträgen der Geschichte‘ an die Menschheit beigetragen.



Mit seinem neuen Buch *Zukunft der Geschichte. Geschichtsphilosophie und Zukunftsethik* geht Johannes Rohbeck ein Wagnis ein. Der Dresdner Philosophieprofessor hat bereits mehrere geschichtsphilosophische Werke verfasst. Nun setzt er sich zum Ziel, erstens zwei bisher weitgehend unbeeinflusst voneinander ablaufende Diskurse, den zukunftsethischen und den geschichtsphilosophischen zusammenzubringen, und zweitens das geschichtsphilosophische Ziel des Fortschritts zu rehabilitieren (9). Dies ist mutig, denn von den Vertretern des Historismus ist die Geschichtsphilosophie schon beerdigt worden. Ganz tot war sie allerdings nie, wie Francis Fukuyamas Bestseller *Das Ende der Geschichte* (1992) zeigt. Der richtige Ausgangspunkt von Rohbecks Vorhaben ist die Einsicht, dass die Gegenwart

bekanntlich nur eine Etappe in der Geschichte ist, folglich war das historische Deuten immer schon ex- oder implizit auf Zukunft hin angelegt. Und auch die ‚Generationenethik‘ richtet den Blick ja in die Zukunft. Klarer als die von Rohbeck mit ihr gleichgesetzte ‚Zukunftsethik‘ beschreibt sie die Adressaten moralischen Handelns (moral patients). Ihre drei Kernfragen lauten: Sind wir nachfolgenden Generationen etwas schuldig? Wenn ja, wie viel? Und wovon eigentlich? Intensiv diskutierte Positionen sind etwa der intergenerationelle Egalitarismus („*Generationengerechtigkeit ist erreicht, wenn künftige Generationen nicht aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Generation benachteiligt werden.*“), der intergenerationelle Suffizienzrismus („*Eine spätere Generation wird gerecht behandelt, wenn ihr Wohl mindestens auf dem Suffizienzlevel ist. Ob sie besser oder schlechter dran ist als andere Generationen, ist dabei ohne Belang.*“) und komparative Verbesserungskonzepte („*Generationengerechtigkeit bedeutet, unseren Nachfolgern zu ermöglichen, nicht nur gleiche, sondern bessere Lebensbedingungen zu verwirklichen, als wir sie heute haben.*“). Eine andere zentrale Frage ist die nach der Reichweite künftiger Verantwortung. (Rohbeck selbst trägt in den *generationenethischen* Passagen seines Buches dazu Lesenswertes bei, etwa wenn er unterschiedliche *Fristen* unterscheidet.) Da die Generationenethik Existenz, Ausmaß und Bezugsgröße unserer Verpflichtungen gegenüber der Nachwelt erörtert, berührt sie die Frage nach ‚Fortschritt‘ (Besserstellung von Nachgeborenen) und ‚Stagnation‘ (intergenerationeller Egalitarismus). Die Denkfigur eines ‚Fortschritts der Menschheit‘, u.a. in Wissenschaft und/oder Moral, fand sich bereits in der Antike, ging im europäischen Mittelalter weitestgehend verloren, gewann in der Aufklärung eine bis heute gültige Dominanz. Dies gilt ungeachtet der Katastrophen des 20. Jahrhunderts, auch wenn der Fortschrittsglaube heutzutage von Nation zu Nation bzw. Kultur zu Kultur unterschiedlich stark ausgeprägt ist. Dabei ist allerdings der *Fortschritt des Menschen im Hinblick auf sein Wohl* zu unterscheiden vom *Fortschritt in Wissenschaft und Technik*. Die Wohlfahrts-ethik spricht Wohl einen intrinsischen Wert zu. Ein empirisch ermittelbares Phänomen erhält dadurch normativen Wert. Daraus folgt für die Zeitperspektive, also für die Generationenethik, dass eine lebende Generation das Wohl aller *moral patients* (hier: Generationen, inklusive ihrer eigenen) er-

halten und nach Möglichkeit steigern sollte. Der Fortschritt in Wissenschaft und Technik wird zum bloßen Unterziel, insoweit er zum menschlichen Fortschritt beiträgt. Es kann diesbezüglich nötig sein, aus Vorsichtsgründen den Fortschritt in den Wissenschaften zu bremsen bzw. zu lenken. Es ergibt sich somit aus wohlfahrts-ethischer Sicht eine geschichtlich informierte, aber in die Zukunft gerichtete Verantwortung für jede Generation, die axiologisch bezogen ist auf das Wohl der gesamten Menschheit (nicht jedoch auf das „Werden der Freiheit“ wie bei Fichte, oder die „Überwindung des Klassengegensatzes“ wie bei Marx). Generationengerechtigkeit ist damit auszubuchstabieren als „Ermöglichung von Besserstellung kommenden Generationen“.

Der Begriff bzw. die Idee des Fortschritts spielt nun auch eine zentrale Rolle in der Geschichtsphilosophie – hier liegt Rohbecks richtiger Ansatzpunkt. Die von ihm selbst gestellte Aufgabe, das bisher ungeklärte Verhältnis der beiden nebeneinander stehenden Disziplinen Generationen- bzw. Zukunftsethik und Geschichtsphilosophie zu klären, ist sinnvoll. Laut Rohbeck erweist sich die Geschichtsphilosophie als „eine frühe Form der Zukunftsethik“ (170). Dies begründet er damit, dass es Theorien über den (bisherigen und künftigen) Gang der Geschichte vor allem darum ging, „entsprechende Zukunftserwartungen zu begründen. Darin steckt eine ethische Perspektive, weil die erhofften Verbesserungen nicht nur voraus gesagt, sondern mehr oder weniger explizit als wünschenswerte Tendenzen deklariert wurden, womit sich wiederum der moralische und politische Appell verknüpfte, für diese positiven Erwartungen praktisch tätig zu werden.“ (9). Dies verblüfft. Zeichneten sich Geschichtsphilosophen wie Turgot, Rousseau und Condorcet, Hegel und Marx und andere Klassiker doch nach gängiger Meinung vielmehr dadurch aus, dass sie die folgenden Fragen affirmativ (wenn auch unterschiedlich) beantworteten: Hat die menschliche Geschichte ein Ziel? Endet die (Vor)-Geschichte, wenn das Ziel erreicht ist? Ist die Menschheitsgeschichte determiniert und damit die Zukunft prognostizierbar?

Hegel etwa betrachtete die Geschichte als „Weltgericht“, das den Völkern und Zivilisationen unausweichlich ihren Ort und Rang zuweise. Die „List der Vernunft“ ist eine Redewendung Hegels, mit der er deutlich machen will, dass sich der Weltgeist einzelner „großer Männer“ (Alexander, Cäsar, Napoleon) bediene, um die Geschichte voranzu-

bringen. Es stellt sich die Frage, was von der „neuen Geschichtsphilosophie“, die Rohbeck begründen will, übrigbleibt, wenn er die Geschichtsteleologie, die das zwangsläufige Eintreffen bestimmter künftiger Stadien und Endzustände behauptete, schlicht herausdefiniert. Diese Rest-Geschichtsphilosophie könnte dann eine Variante der Wissenschaftstheorie gängiger Geschichtswissenschaft sein, die handwerkliche Methoden, etwa die Quellenarbeit reflektiert. Oder eben Generationenethik – denn die Generationenethik ist im Hinblick auf determinierende Geschichtsgesetze eindeutig ablehnend. Sie sagt nie, wie es kommen wird, sondern nur, was wir tun sollen. Sie ist prospektiv, nicht retrospektiv. Es erscheint daher grundsätzlich fraglich, ob die Geschichtsphilosophie (zumindest in ihrer geschichtsteleologischen Variante) durch die Generationenethik revitalisiert und von ihrem schlechten Ruf befreit werden kann. Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Die die heute boomende, aber oft geschichtsvergessene Generationenethik sollte nicht nur die Erkenntnisse der Geschichtswissenschaft (die natürlich primär), sondern auch die Geschichtsteleologie inkorporieren, denn sie kann sich als informativ erweisen. Kernfragen eines solchen Forschungsprogrammes würden dann lauten, inwiefern die in geschichtsteleologischen Texten beschriebenen Zukünfte gesollt, gewollt oder schlicht unmöglich sind. Der Pool der zu bewertenden (allerdings bitte nicht zu prognostizierenden) Zukünfte reicht von Condorcets höchster Stufe der Menschheitsentwicklung bis zu Marx klassenloser Gesellschaft. Diese denkbaren Zukünfte werden ergänzt durch die Gesellschaftsvisionen, die große Denker entwarfen, als noch die Weltkarte, statt die Zukunft, der unbekannte Raum war. Die Rede ist von den Utopien, die etwa Morus, Campanella, Bacon, Harrington, Samjatin, Mercier, Huxley oder Orwell entworfen haben. Hier liegt noch ein weites Feld für die Generationenethik brach.

Dies ist aber eine etwas andere Agenda als die von Rohbeck. Insofern hat er ein unfertiges Buch geschrieben, das aber richtige und wichtige Fragen stellt.

Harari, Yuval Noah (2013): *Eine kurze Geschichte der Menschheit*. München: Deutsche Verlags-Anstalt. ISBN 978-3-421-04595-9. Preis 24,99 €.

Rohbeck, Johannes (2013): *Zukunft der Geschichte. Geschichtsphilosophie und Zukunftsethik*. Berlin: Akademie Verlag. ISBN 978-3-05006073-6. Preis 49,80 €.